

Herunter vom hohen Ross

Die entscheidende Wende in meinem Gebetsleben ereignete sich bei Meditationsexerzitien um die Jahreswende 1988/89. Ich war zu P. Franz Jalics SJ in Gries gegangen, weil mein Beten ›trocken‹ geworden war. Bis dahin hatte ich dieses ›östliche‹ Sitzen als nicht christlich abgelehnt – doch ich war an einen Punkt gekommen, wo die mir vertrauten Formen ausgedörrt waren und nichts mehr weiterging. Nach den Anweisungen unseres Ordensgründers Ignatius ist in so einem Fall nach den Wurzeln dessen und nach Wegen daraus zu suchen.

Wie aber kam es so weit? In einem christlichen, doch liberalen Elternhaus aufgewachsen, begleitete mich Beten seit der Kindheit, eines davon heute noch: »Die Eltern mein befehl ich dir, behüte, lieber Gott, sie mir, vergilt, o Herr, was ich nicht kann, das Gute, das sie mir getan!«.

In der Jugend setzte es sich fort. Als Fahrschüler hatte ich nahezu täglich die Gelegenheit, zwischen Schulende und Abfahrt des Zuges in der Kapuzinerkirche in Feldkirch vor Gott zu verweilen und mein Herz zu öffnen. Dort ist meine Berufung gewachsen und hat sich gefestigt. Auch hat Gott mir damals schon eine Liebe zu seinem Wort gegeben, und ich las gerne in der Bibel.

Der Eintritt ins Noviziat in Nürnberg, 1972, brachte eine vielfache Bereicherung des Gebetslebens: tägliche Messe, feste Zeiten dafür, ›Examen‹ (= besinnlicher geistlicher Rückblick auf den Tag), Bibelgespräche, Exerzitien mit gezielten Schriftbetrachtungen, u.a. Diese guten Traditionen trugen mich über Jahre, schenkten Freude und ließen immer wieder auch

Gottes Nähe verspüren. Solche ›Gnaden‹ halfen, darin treu zu bleiben, auch über Zeiten hinweg, in denen sich nicht so viel ›bewegte‹.

Doch mit der Zeit wurde es wie eine Wüste, trotz aller Bemühungen. An diesem Tiefpunkt entschied ich mich, die mir verpönte Form der Meditations-exerzitien einmal zu versuchen, weil ich ohnehin ›nichts mehr zu verlieren‹ hatte.

Die ersten Tage waren hart. Vom Typ her ungeduldig, ist längeres regungsloses Verweilen mir eine Herausforderung. Dazu war mein Körper anfangs unfähig, einen der üblichen Meditationsitze auszuhalten – und auf dem Stuhl wollte ich nicht sitzen, das passte für mich einfach nicht. Von dem ›Kommen in die Gegenwart‹ oder einem ›Spüren in den Händen‹, auf das man achten sollte, vernahm ich auch nichts.

Dafür gingen mir in dieser Zeit meine Grenzen auf, so deutlich wie selten zuvor. Das Wenigste dabei waren die körperlichen Schmerzen durch das Sitzen; viel wesentlicher waren die Erkenntnis meiner Einbildung und Arroganz, das Anerkennen der eigenen Unfähigkeit zu beten, es in keiner Weise ›machen‹ zu können, die ›Bekehrung‹ weg von einer Aburteilung von mir gar nicht Bekanntem hin zu einer Öffnung auch für andere Formen der Gegenwart Gottes – und das im Verweilen vor ihm, ohne dass er sich von mir distanzierte. ›Herunter vom hohen Ross‹.

Nach etwa vier Tagen ›kippte‹ es zu einer solchen Erfahrung von seiner Nähe, die weit mehr als Glück ist. Die ›Wüste‹ begann zu blühen: Die Meditationszeiten, viele Stunden pro Tag, vergingen wie im Flug. Der Kniesitz auf dem Hocker, bis dahin mir physisch unmöglich, wurde seither meine bevorzugte Gebetshaltung – ich liebe dieses Knien vor Gott am Boden.

Vom hohen Ross meiner Vorurteile und Anmaßungen brachte er mich hinunter.

Auch andere Formen der Heilung durfte ich in diesen Tagen erleben: Mein Geschwür am Zwölffingerdarm, das sich schon mehrere Jahre wiederholt mit Brennen meldete, ging ganz zurück und belastet mich seither nicht mehr. Und ein wenige Monate zuvor erlittenes schweres und verletzendes Unrecht wurde wie weggenommen, jegliche Bitterkeit darüber verschwand, und ich kann der dafür verantwortlichen Person ohne Hass oder Nachtragen begegnen.

Die Erfahrung damals hat mein Leben anhaltend verändert. Es wurde eine Kraft geschenkt, die über viele Jahre hinweg großen Einsatz und erstaunliche Fruchtbarkeit bewirkte. Ich bete weiterhin meditierend im Kniesitz, am liebsten in der Anbetung jeden Donnerstagabend in der Krypta unserer Jesuitenkirche in Innsbruck, doch auch auf andere Weisen: Wenn ich in der Natur unterwegs bin, mit Gott sprechend. Morgens und abends ist es mir seit Jahrzehnten täglich eine Freude, auswendig gelernte Psalmen auf Hebräisch zu beten. Jeden Tag denke ich auch auf meinen Wegen vor Gott an einige Menschen, die mir nahe sind oder die ich in Not weiß, und monatlich besonders für alle Bekannten.

Das Wertvollste in meinem Leben ist die Beziehung zu Gott, die ich im Beten als überaus erfüllend erfahren darf. Er ließ mich auch entdecken, dass dies ein zentrales Anliegen der Bibel ist, und mich zusammen mit Knut Backhaus ein Buch dazu schreiben. Er möchte, dass wir uns an ihn wenden und im Beten erleben, wie er uns ganz nahe kommt.

Georg Fischer SJ, Innsbruck, geb. 1954